

# LIUXING – ALLES FLIESST

Von Zhang Jie

**Vor über zehn Jahren hatte Deng Xiaoping die Zeit der Reformen eingeleitet und das Land aus seiner politischen und wirtschaftlichen Geschlossenheit herausgeführt. Das brachte einen abrupten Wandel sämtlicher Wertvorstellungen mit sich: den Verrat an den Idealen der Kulturrevolution und an der Tradition, so empfinden es die einen, eine neue Freiheit, einen neuen Individualismus auf der anderen Seite. Ein Bericht über den Zusammenstoss zweier Gesellschaftsformen.**

Eine Autorin wie ich interessiert sich mehr für Individuen als für irgendwelche Gruppen. Deshalb habe ich es auch nie akzeptiert, von der Kritik ein Etikett aufgepappt zu bekommen, das mich einer bestimmten Schule von Schriftstellern zuordnet. Das ist Sache der Kritiker und hat nichts mit mir zu tun. Ich bin ich, kann heute eine realistische und morgen vielleicht eine postmoderne Erzählung schreiben.

Unsere Welt hat sich enorm verändert, ist vulgärer, oberflächlicher, triebhafter geworden, es fehlt ihr an Idealen, an Helden, an Bewegung, an Nöten und Leidenschaft, Gehalt und Dingen, die die Seele zu erschüttern vermögen, an Verantwortung für das eigene Leben und das der anderen.

Es ist eine schnelllebige Zeit, eine Zeit des Fastfood. Wenn es sich dabei nur um McDonalds, Coca-Cola und dergleichen Trash handeln würde, bräuchte man sich darüber nicht den Kopf zu zerbrechen, doch auch die Kultur hat sich zum Fastfood entwickelt, und kulturelle Moden ersetzen geistige Stärke.

Es ist auch eine Zeit schneller Vergänglichkeit und schnellen Alterns (damit meine ich natürlich nicht das physische Altern). Wie kann man da menschliche Gruppen noch nach Alten, Jungen und solchen in mittleren Lebensjahren kategorisieren? Möglicherweise sollte man jeweils ein Jahrzehnt als eine Generation werten und die in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren Geborenen klar voneinander unterscheiden.

Aber selbst zwischen Gleichaltrigen gibt es deutliche Unterschiede, weil ihre Lebensumstände, Gedanken, Sehnsüchte und Ansprüche sich nicht auf einen Nenner bringen lassen. Ich meine damit Bewohner grosser und kleiner Städte, Städter und Landbewohner, Männer und Frauen, ganz zu schweigen von Menschen besonderen Charakters.

Natürlich sind da auch Gemeinsamkeiten, besonders hinsichtlich der menschlichen Begierden: Sex, Geld, gutes Essen, elegante Autos, prächtige Häuser.

Während der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts machten die Wertvorstellungen der Chinesen zwei grosse Veränderungen durch: erstmals bei Gründung der Volksrepublik im Jahre 1949 und noch einmal in den achtziger Jahren nach der Öffnung unseres Landes in der Zeit der Reformen. Beim zweiten Mal kehrte China zur Warengesellschaft zurück, daher äussert sich der Umbruch besonders deutlich im Umgang mit Geld.

Da ich in den achtziger Jahren häufig in Zeitschriften Erzählungen veröffentlichte, bekam ich öfters kleine Honorare und wurde ein häufiger Gast in einer Sparkasse in der Nähe meiner Wohnung. Als ich im Frühsommer des Jahres 1982 zum dritten Mal innerhalb eines Monats dort auftauchte,

nahm die Sparkassenangestellte meine Einzahlung mit so saurer Miene entgegen, dass mir der Gedanke kam, die wären gar nicht am Geld der Leute interessiert.

Die Frau blätterte in meinem Sparbuch und fragte höchst wachsam: «Woher kommt dieses Geld?» Damals waren die Honorare in China noch sehr niedrig, deshalb war ich auf eine so schwer-

wiegende Frage keineswegs vorbereitet.

«Das ist mein Honorar.» Das Wort kam mir nur schwer über die Lippen, denn klang das nicht so, als wolle ich mich damit brüsten, eine Schriftstellerin zu sein?

«Honorar?» vergewisserte sie sich nochmals streng. Ihre Blicke peitschten von dem hohen Tresen herab über meinen Körper. Mein Gesicht wurde auf der Stelle heiss und rot und begann zu brennen.

«Honorar? Wieso gibt es wegen Honoraren so viele Bewegungen auf Ihrem Konto?» verhörte sie mich weiter.

Nun glaubte ich ihre missmutige Miene deuten zu können.

«Wieso? Wieso häufige Bewegungen?» Ich hatte ihre Worte deutlich gehört, aber nicht richtig verstanden. «Häufige Bewegungen», das ist für uns im allgemeinen kein sehr angenehmer Ausdruck. In «Bewegungen» wurden Leute wie ich zur Umerziehung durch körperliche Arbeit in Kaderschulen gesteckt, aber immerhin nur, weil wir Intellektuelle waren und nicht wegen konterrevolutionärer oder krimineller Aktivitäten.

«Ich habe gefragt, warum Sie innerhalb eines Monats drei Einzahlungen getätigt haben.» Sie hob ihr stählernes Kinn, das aussah, als könne sie damit sämtlichen Dieben und Schurken den Garaus machen. Ich strengte mich weiter an, in diesem Kinn Gefühle zu wecken.

«Nämlich..., ich habe in letzter Zeit einige Geschichten veröffentlicht.» Doch plötzlich meinte ich zu erkennen, dass sich hinter ihren Fragen eine teuflische Absicht verbergen musste, die nicht nur mich, sondern auch Generationen meiner Ahnen entehrte. Deshalb fragte ich noch einmal anders:

«Was soll dieses Verhör bedeuten?»

«Nichts weiter. Wir sind befugt, nach der Herkunft unklarer Einzahlungen zu fragen.»

«Befugt? Was für ein Recht hat die Bank, ihre Kunden zu verhören, woher die ihr Geld haben? Wenn die Herkunft meiner Einzahlung fragwürdig sein sollte, so ist das Sache der Polizei und nicht der Bank. Man könnte ja auch bei meiner Arbeitsstelle meinen Charakter überprüfen lassen.»

«Dazu besteht keine Notwendigkeit.»

Schwer vorstellbar, dass ein Mensch so impertinent sein konnte. «Das heisst also, dass Sie mich grundlos persönlich beleidigen dürfen?»

«Persönlich beleidigen?» Ihre Stimme wurde schrill. «Ich habe doch nichts über Sie gesagt, ich habe Sie lediglich nach der Herkunft ihrer Einzahlung gefragt.»

Die anderen Angestellten hörten auf zu arbeiten, manche kamen sogar herüber und betrachteten mich wie jemanden,

dessen Geld tatsächlich aus obskurer Quelle stammte. Obwohl sie selbst ständig allen möglichen Demütigungen ausgesetzt waren, waren sie in diesem Moment doch alle davon überzeugt, dass mir mit dieser Demütigung recht geschah.

Ich fuhr fort: «Das reicht wohl noch nicht? Müsstest Sie erst mit dem Finger auf mich zeigen und mich fragen, ob mein Geld nun gestohlen oder geraubt ist? Zählt erst das als Beleidigung? Im Westen könnte ich Sie dafür wegen Verleumdung vor Gericht bringen.»

Sie lachte, und die anderen Sparkassenangestellten lachten mit ihr. Deutlicher als alle Worte sagte dieses Lachen: Das hier ist China, hier musst du jede Verleumdung hinnehmen.

Eine leitende Mitarbeiterin mittleren Alters kam herüber. Ihre Miene besagte, dass sie, passend zu der Parole an der Wand ihrer Dienststelle: «Kultivierte Bedienung», den Anliegen der Bürger nachgehen und ihnen nach besten Kräften dienen wolle.

«Was ist denn passiert, Genossin?»

Auf ihren Gesichtsausdruck vertrauend, glaubte ich meine Retterin vor mir zu haben und wiederholte stotternd, was sich ereignet hatte.

Die Vorgesetzte hörte mich geduldig an, so dass ich am Schluss, als sie mir erklärte: «Genossin, es ist wirklich schon vorgekommen, dass jemand öffentliche Gelder auf persönliche Konten umgeleitet und sich die Zinsen angeeignet hat», zu hören meinte: «Entschuldigen Sie, Genossin, so etwas darf nicht vorkommen.»

«Ich habe doch eindeutig ein Formular für private Einzahlungen ausgefüllt, kann Ihre Mitarbeiterin etwa nicht lesen? Es ist schon vorgekommen, dass jemand...! Wenn jemand öffentliche Gelder auf sein privates Konto verschiebt, dann müssen Sie diesen Jemand ausfindig machen! Und Sie sind ja befugt, die Kunden zu überprüfen und den Richtigen festnehmen lassen. Aber man darf doch nicht in dieser Weise alle Bankkunden verdächtigen!»

«Genossin, hier handelt es sich um eine dienstliche Anweisung, das ist von oben festgelegt, wir sind verpflichtet, so vorzugehen.»

Ich bin schliesslich in China aufgewachsen, also liess ich mich von derartigen Ausreden nicht täuschen und verlangte: «Kann ich diese Anweisung sehen?»

«Das geht nicht, es handelt sich um ein streng geheimes Dokument.»

In China wagt niemand aus der Bevölkerung nach «streng geheimen Dokumenten» zu fragen, die sind wie von einem Panzer umgeben.

Ich war so wütend, dass ich auf der Stelle all meine Ersparnisse abhob und mir eine andere Sparkasse suchte. Jetzt könnte so etwas nicht mehr passieren, heute gibt es massenweise unrechtmässig erworbenes Geld dunkler Herkunft, aber das kümmert keinen mehr.

Irgendwie zu Geld zu kommen, um die eigenen Wünsche befriedigen zu können, das ist heute eine weit verbreitete Sehnsucht unter den Chinesen. Manch einem gelingt es kraft seines Wissens und seiner Intelligenz, auf rechtmässigem Wege reich zu werden. Andere sind in ihren Methoden nicht wählerisch, es geht ganz so zu, wie in Mark Twains Geschichte *Das vergoldete Zeitalter*. Schliesslich haben die Leute nach 1949 in einer Planwirtschaft gelebt, den meisten fehlt es an Erfahrungen in einer Warengesellschaft, und es gibt auch noch kein umfassendes Rechtssystem, das einer solchen entspräche. Daher fühlen sich die ausgebufftesten Betrüger ganz in ihrem Element, und man wird unablässig betrogen. Nach meiner Überzeugung haben das hemmungslose chinesische Unwesen des Raubdrucks und Raubkopierens und die Tüchtigkeit chinesischer Fälscher in der internationalen Gemeinschaft grossen Eindruck hinterlassen.

Ein verbreitetes Missverständnis besagt, der chinesische Bauer sei rechtschaffen und redlich und habe keine Ahnung vom Wirtschaften. Weit gefehlt. Das rasche Aufblühen der freien Warenwirtschaft brachte unsere Bauern durchaus nicht in Verlegenheit, sie wissen die neuen Trends im Gegenteil bestens zu händeln. Mag es ihnen vielleicht nicht gelingen, Waffen und Munition zu verschieben, so beeinträchtigen sie doch mit anderen «Kreationen» ganz unmittelbar das Leben der Menschen.

Wenn in China heutzutage auch noch keine Maul- und Klauenseuche und kein BSE grassiert, sollte man doch aufpassen, was man isst. Vor allem bei Fleischwaren. Die Bauern, die, ohne viel zu schuften, mühelos zu Reichtum gelangen wollen, haben sich nur schwer vorstellbare, groteske Tricks einfallen lassen. Sie spritzen Wasser in ihr Schweine-, Rind- oder Hammelfleisch, um dessen Gewicht zu erhöhen, und gehen sogar so weit, krankes Vieh zu Lebensmitteln zu verarbeiten, um diese in Supermärkten abzusetzen. Den Wasserschildkröten, die traditionell bei uns als wirksames Stärkungsmittel begehrt sind, mischen sie Antibabypillen und dem Geflügel Hormone unter das Futter, damit die Tiere schneller wachsen. Beim Gemüseanbau werden für den Menschen schädliche Wachstumsbeschleuniger angewendet, verdorbenes Obst wird mit gefährlichen Konservierungsmitteln besprüht. Minderwertigen Reis behandeln sie mit schädlichen Fetten, bis er wie erstklassige blanke Ware aussieht. Dem Mehl wird Fluoreszenzpulver zugesetzt, damit es weisser aussieht. Ölabfälle werden mehrfach zurückgewonnen und nach wiederholtem Reinigen als hochwertiges Öl angeboten. Sojasauce enthält krebserregende Stoffe.

Meine Hausangestellte, die aus einer Bauernfamilie aus der Nähe von Peking stammt, hat mir erzählt, dass die Bauern diese Lebensmittel selber nicht verzehren. Sie bringt mir immer unschädliche Lebensmittel mit und erklärt mir, wie ich sie erkennen kann. Trotzdem stehe ich im Supermarkt immer wieder ratlos vor dem Angebot und weiss nicht, was ich kaufen sollte.

In anderen Berufssparten geht man noch skrupelloser vor. Zum Beispiel richten gefälschte Medikamente grossen Schaden an. Und Mitarbeiter gewisser kleinerer Kliniken vernichten um des eigenen Vorteils willen gebrauchte Injektionskanülen nicht, sondern verkaufen sie an drittklassige Hersteller von medizinischen Geräten, die sie wieder auf den Markt bringen.

Zwar geht die Regierung immer wieder gegen solche Aktivitäten vor, doch sieht sie sich letzten Endes einer breiten Front von Fälschern gegenüber, die unser Volk in Gefahr bringen.

Die Jungen haben wenig Ideale und kein Interesse an Staat, Gesellschaft und Politik. Anerkannte Werte sind ihnen völlig gleichgültig. Man mag ihren Egoismus beklagen, doch es ist zweifellos ein Vorzug, dass sie ihrem eigenen Ich stärkere Achtung entgegenbringen. Ich beneide sie sogar, wenn sie sich auf offener Strasse küssen, ohne sich um die Reaktionen der Leute zu scheren. Keiner mischt sich ein, und ich muss daran denken, wie ich seinerzeit in der Schule vom Lehrer abgekanzelt wurde, weil ich mich unter der Treppe mit einem Mitschüler unterhalten habe. Die Jungen machen niemals ein Hehl aus ihren Wünschen, sondern bringen sie frei und direkt zum Ausdruck, ganz unverblümt, nicht wie die älteren Leute, die sich lange winden, ehe sie damit herausrücken. Es ist eine selbstverliebte Generation, die Generation von McDonalds und Kentucky Fried Chicken, übermässig angetan von Oberflächlichkeiten, Fans von Popstars und vom Internet, mit gefärbtem Haar und hohen Plateausohlen, schlecht erzogen, von allem begeistert, was gerade «in» ist, wie triviale Erzählliteratur, populäre Musik und modische Kleidung. Es gibt kaum eine Sprache, die so unendlich aussagekräftig ist wie die chinesische: *liuxing*, das «in Mode» oder «in» bedeutet, setzt sich aus den Wörtern «fließ-

sen» und «gehen» zusammen, drückt so Vergängliches aus, das sich jeder Festlegung entzieht.

Verheiratete junge Leute halten sich im Internet mehrere Geliebte, gehen in dieser virtuellen Welt sogar zusätzliche Ehen ein, mit Brautkleidung und grosser Hochzeitszeremonie, und bekommen dort auch Kinder. Halbe Kinder spielen Vater und Mutter, Erwachsene hingegen geben sich als Kinder aus, reden Teenager als Papa und Mama an und schmolten mit ihnen.

Leute, die sich im Internet besonders exaltiert gebärden, sind im wirklichen Leben meist ausgesucht brave Bürger.

In unserer zunehmend kommerzialisierten Informationsgesellschaft lockern sich die zwischenmenschlichen Bindungen immer mehr. Die Menschen spielen im gesellschaftlichen Leben ganz andere Rollen als im Internet, sind im Netz möglicherweise ihrem eigentlichen Selbst näher. Vielleicht macht auch die Urbanisierung den Menschen einsam, vielleicht können die Leute sich im wahren Leben nicht abreagieren und toben daher ihre ganze Wildheit virtuell aus.

Die Landjugend zieht es in die Stadt. Die Jungen finden meist Jobs als Schwerarbeiter oder im Dienstleistungssektor. Mädchen haben noch mehr Möglichkeiten, sie können als Hausmädchen in Stellung gehen, sich als Begleiterinnen zum Tanzen und Trinken anbieten oder sich gleich für gutes Geld als Prostituierte verkaufen. Mit der Zeit gewöhnen sich die jungen Bauern in der Stadt ein und fassen hier Fuss, und nicht wenigen von ihnen gelingt es, ihr Geschick günstig zu verändern.

Besonders Peking bietet vielfältige Chancen, daher zieht es nicht nur die Dorfjugend hierher, sondern auch die Jungen aus anderen Provinzen. Nach ihrer Ankunft haben sie zunächst keinerlei Rückhalt und werden «fahrendes Volk» genannt oder auch «Juliens», nach dem Helden in Stendhals Roman *Rot und Schwarz*, dem sie in ihrer unerbittlichen Entschlossenheit, es in Peking zu etwas zu bringen, sehr ähnlich sind.

Die Menschen, die heute mittleren Alters sind, hatte es in ihrer Kindheit und Jugend in den Strudel der «Grossen proletarischen Kulturrevolution» ab Mitte der sechziger bis Mitte der siebziger Jahre gerissen, und sie mussten während jener blutigen zehn Jahre ein Übermass an Leid und Enttäuschung erfahren. Die Wertvorstellungen der meisten Chinesen wurden inzwischen gewaltsam über den Haufen geworfen, alle Ideale, die vor noch nicht allzu langer Zeit nach Kräften propagiert wurden, um ihre Herzen zu bewegen und ihrer Erziehung zu dienen, wurden nun von den gleichen Leuten, die sie einst predigten, ohne mit der Wimper zu zucken zerstört.

In zehn turbulenten Jahren schärften diese Menschen ihren Spürsinn und ihre Beobachtungsgabe. Darüber alterten ihre Seelen schneller als ihre Körper. Nach unzähligen Misserfolgen und Enttäuschungen, nach Unzufriedenheit und Auflehnung stellten sie sich notgedrungen den Umständen, gegen die sie sich nicht zu wehren vermochten, passten sich den neuen Spielregeln an und veränderten ihr Selbst, um den Bedrohungen einer unberechenbaren Umwelt gewachsen zu sein.

Diese Wandlung schlug möglicherweise viele Wunden, doch am Ende hatten diese Menschen sich zur Verteidigung ihrer eigenen Interessen alle notwendigen Überlebensstrategien angeeignet, und sie agierten entschlossen, präzise und schnell. Nun allerdings mangelte es ihnen an Ausbildung und Kultur. Zu dieser Zeit gab es noch keine wirklich reguläre Hochschulausbildung, und so erfand man den Titel «Arbeiter-, Bauern- und Soldatenstudierende». Besonders in den achtziger Jahren wuchs mit einem Schlage eine grosse Gruppe solcher Leute heran, doch wenn sie auch Urkunden über ihren Hochschulabschluss und Geld aufzuweisen hatten, so bedeutete das noch lange nicht, dass sie wirklich gebildet, und noch weniger, dass sie auch zivilisiert waren.

Die Wiederherstellung der Zivilisation gestaltet sich unendlich viel schwieriger als die Wiederbelebung der Wirt-

schaft, es bedarf dazu möglicherweise der Anstrengungen mehrerer Generationen.

Nachdem Volks- und Hochschulbildung sich immer mehr normalisiert hatten, wuchsen in den Herzen dieser «Arbeiter-, Bauern- und Soldatenstudenten» angesichts jener, die nach ihnen eine reguläre Ausbildung geniessen konnten, zunehmend Minderwertigkeitsgefühle. Einige von ihnen verliessen das Land, bildeten sich im Ausland weiter und formierten dort eine neue Generation von Einwanderern. Im Unterschied zu den früheren Generationen, die Restaurants und Wäschereien betrieben, integrieren sie sich, wie es heisst, recht erfolgreich in das wissenschaftlich-technische Leben oder die Finanzkreise verschiedener westlicher Länder. Was auf der Welt wäre auch unerreichbar für Menschen, die durch die Feuertaufe der «Kulturrevolution» gegangen sind?

Andere blieben in China und gingen in die Geschäftswelt oder Politik. Da sie von früher Jugend an unfreiwillig mit Politik zu tun hatten, wissen sie über deren wahren Charakter gründlich Bescheid und verstehen sich bestens auf deren Methoden. Auch sind da jene, die einst treue Vollstrecker der «Kulturrevolution» waren und selbst zu jener Zeit eindeutige politische Ziele vertraten. Aus diesen rekrutieren sich die Hauptstützen der neuen linken Kräfte, die sich heute in China ausbreiten. Und weil Wirtschaft und Politik untrennbar miteinander verbunden sind, sind diese Leute auch im Geschäftsleben sehr erfolgreich. Aufgrund ihres Alters und ihrer gesellschaftlichen Stellung besetzen sie heute fast alle mittleren und oberen Führungspositionen.

Doch die psychische und mentale Situation dieser Leute ist oftmals prekär. Sie haben drei Etappen durchlebt, die Zeiten vor, während und nach der «Kulturrevolution», und haben vor der «Kulturrevolution» eine Erziehung zum Idealismus genossen. Doch die Generation ihrer Eltern, von denen sie gelernt hatten, dass man für Ideale kämpfen muss, hat es versäumt, ihnen beizubringen, dass auf Ideale kein Verlass ist. Mit einer neuen brutalen Wirklichkeit konfrontiert, die diese Ideale ausschloss, geriet ihre innere Welt unausweichlich in ein Dilemma.

Für die alten Menschen ist das grösste Problem ihre Einsamkeit. Ganz besonders in Peking. Von dort sind viele Intellektuelle ins Ausland emigriert und haben ihre betagten Eltern, die auf Fürsorge angewiesen sind, allein in China zurückgelassen. Andere zogen in die Stadt, während ihre Eltern auf dem Dorf blieben. Man nennt das bei uns das Phänomen des «leeren Nestes». Traditionell gebot in China das Gesetz der Pietät, dass Töchter und Söhne ihre Eltern zu deren Lebzeiten nicht verlassen durften. «Wenn Vater und Mutter noch am Leben sind, darf man nicht in die Ferne ziehen.» Diese Tradition ist heute zerstört.

Aber auch sonst wird die traditionelle Lebensweise abgelöst. Besonders in den Städten wohnt die junge Generation wenn irgend möglich nicht mehr bei den Eltern. Das ist natürlich sehr verletzend für die immer gebrechlicher werdenden Eltern, die zunehmend auf Pflege angewiesen sind und sich nach dem Leben in einer Grossfamilie sehnen. Im vergangenen Jahr fand daher ein Hit bei ihnen grossen Anklang, in dem es hiess: «Ich gehe oft heim und sehe nach ihnen.»

Auf dem Land hat sich die chinesische Familientradition gegenwärtig noch weitgehend erhalten. Meine Hausangestellte hat gerade erst einen weitläufigen Wohnhof bauen lassen, um in seinen Häusern mit ihrem Mann und den beiden Söhnen samt den zukünftigen Schwiegertöchtern zusammenzuleben. Doch wer wüsste heute zu sagen, ob sich dort die Verhältnisse in Zukunft nicht auch ändern können.

Kompliziert gestaltet sich die Lage prominenter Revolutionskämpfer. Sie sind nun zwar im Ruhestand und wirken nicht mehr in den Zentren der Gesellschaft, verfügen aber noch über

ein Netz aktiver Privilegien und Beziehungen, das sie selbst, aber auch ihre Kinder und Verwandten erfolversprechend begünstigt, wenn sie sich ins Geschäftsleben stürzen. In China gehorcht die Wirtschaft noch nicht in letzter Konsequenz den Gesetzen des freien Marktes, sondern wird weiterhin in hohem Masse von der Macht kontrolliert.

Doch immerhin ist China mit den Reformen und der Öffnung des Landes nicht mehr ein einheitliches Reich der Planwirtschaft. Die Bürger erhielten die Chance, sich am kommerziellen Wettbewerb zu beteiligen, und so hat sich schnell eine Schicht neuer Mächtiger herausgebildet.

Viele jener alten Menschen fühlen sich fremd in der heutigen Gesellschaft: Sind das die Ziele, für die sie damals gekämpft haben?

Andere, die angesichts des neuen Warenfetischismus alle Chancen verloren haben, meinen unter einem falschen Stern geboren zu sein oder leiden unter dem Komplex der «Füchse im Weinberg, denen die Trauben zu sauer sind». Manch einer blickt zurück und fragt sich, ob es die Ideale, denen er sein Leben gewidmet hat, wirklich gibt, ob sich sein Einsatz gelohnt hat. Das ist auch eine der Fragen, denen ich in dem Roman *Sprachlos* nachgehe, an dem ich gerade schreibe.

Wie nun steht es um Menschen wie mich, die dem Alter entgegengehen und keinen revolutionären Lebenslauf aufzuweisen haben, die weder Arbeiter noch arme Bauern sind und auch nicht im Geschäftsleben tätig werden wollen?

Mit achtzehn hasste ich mein Gesicht, weil es rot war wie das eines Bauernmädchens, wie das der Olga aus *Eugen Onegin* und nicht bleich und schwermütig wie das der Tatjana. Ich verstand nicht, warum die englischen jungen Damen vor der Ankunft eines Vertreters des anderen Geschlechtes eifrig ihr Gesicht massierten, damit es etwas Farbe bekam. Heute frage ich mich beim Anblick meines nicht schwermütigen und bleichen, sondern trüben und matten Gesichtes, ob meine Leber noch richtig funktioniert.

Mit achtzehn war ich niedergeschlagen, weil ich mir keine modernen Kleider leisten konnte, und bildete mir ein, dass die Männer aus diesem Grunde kein Interesse an mir zeigten. Heute hingegen ist meine einzige Sorge, ich könnte mich nicht genug von dem fernhalten, was gerade in ist, und meide mit Eifer alles, was gerade *en vogue* ist, als unzeitgemäss.

Als ich achtzehn war, schämte ich mich wegen unserer Armut. Heutzutage beuge ich mich abends nach acht Uhr in Kleidung, in der man sich eigentlich nicht in die Öffentlichkeit wagen kann, ins Internationale Handelshotel, ein Fünfsternehotel, um billiges Brot zu kaufen. Das Brot dort, von einem Meisterbäcker aus besonders gutem Mehl nach speziellen Methoden mit ausgesuchten Gewürzen gebacken, wird nach zwanzig Uhr zum halben Preis verkauft, weil es dann nicht mehr frisch genug ist, um den hohen Qualitätsstandards zu genügen. Was im Hotel am nächsten Tag auf dem Ladentisch liegt, kommt hundertprozentig gerade aus dem Ofen. Als ich eines Abends eine halbe Stunde zu früh dort war, verlangte ich ganz unverfroren von Cathleen, der Verkäuferin, sie solle mir das Brot aufheben, ich wolle noch unten im Supermarkt einkaufen und sei um acht wieder da. Wir sind jetzt schon alte Bekannte, wenn ich auftauche, schenkt sie mir schon von weitem ein strahlendes Lächeln.

Mit achtzehn liebte ich Parties und sehnte mich ständig danach, im Mittelpunkt zu stehen. Heute halte ich mich nach Möglichkeit von solchen Veranstaltungen fern (was mir nicht immer gelingt, da man sich den Regeln des gesellschaftlichen Lebens nicht gänzlich entziehen kann) und fürchte ganz besonders, dass sich jemand «um mich kümmert».

Mit achtzehn beseelten mich edle Gefühle, ich hielt es für meine unabweisliche Pflicht, für meine Freunde mein Leben in die Schanze zu schlagen. Heute vergewissere ich mich erst ein-

mal, ob der andere mich wirklich als Freund ansieht, um dann stumm in mich hineinzu lächeln.

Als ich mit achtzehn an mir das erste weisse Haar entdeckte, war ich ganz verstört und konnte bei dem Gedanken, dass ich eines Tages sterben würde, vor Angst gar nicht einschlafen. Heute bin ich dankbar, dass mein inzwischen schlohweisses Haar alles über meine seelische Verfassung aussagt, und wenn ich an den Tod denke, der eines Tages an mich herantreten wird, dann wie an einen verlässlichen Freund, der nur leider zu spät kommt.

Mit achtzehn war ich zu knapp bei Kasse für all das, was die glitzernde Welt zu bieten hatte. Jetzt habe ich Geld – fasse wie Hua Laoshuang aus Lu Xuns Erzählung *Die Arznei* dauernd an meine Tasche, um mich zu vergewissern, dass meine Barschaft noch da ist – und kann die Dinge, die mich locken, dennoch nicht geniessen. Bin ich nur einmal unachtsam, kaue ein Sesambrötchen nicht sorgfältig genug oder schlinge es zu hastig herunter, schon muss ich in aller Welt nach «Sanjiu Magenwohl» suchen.

Mit achtzehn rezitierte ich gern aus Puschkins Gedicht: «Hat dich das Leben getäuscht, sei nicht betrübt, hab nur Geduld, dunkle Tage gehen vorüber...» Heute hingegen schauert es mich am ganzen Körper und ich bekomme eine Gänsehaut, sobald nur jemand den Mund aufmacht und mit «Ach...» beginnt. Ich gehe niemals mehr zu Veranstaltungen, auf denen Lyrik rezitiert wird, nur einmal habe ich das getan, um einem Freund zu applaudieren.

Mit achtzehn sehnte ich mich nach Liebe, ich wollte lieben und geliebt werden, heute weiss ich, dass «auf der ganzen Welt einzig die Mutter zählt». Ich weiss nicht, ob ich, wenn ich mein Leben noch einmal leben könnte, nicht eine Wochenendliebe pflegen würde (wenn der richtige Liebhaber leicht zu finden wäre, gäbe es vielleicht nicht mehr allein die Mutter). Bestimmt aber würde ich mich künstlich befruchten lassen und als alleinstehende Mutter leben.

Mit achtzehn habe ich an sehr vieles geglaubt, heute kann man an den Fingern abzählen, woran ich glaube.

Mit achtzehn fürchtete ich mich sehr vor Gespenstern, heute weiss ich, dass es keine gibt, so sicher, wie es ohne Geld kein Brot zu essen gibt.

Mit achtzehn fürchtete ich nichts mehr, als dass man mich verächtlich ansieht. Sich bei anderen lieb Kind zu machen gehörte für mich zur «unerträglichen Leichtigkeit des Seins». Jetzt denke ich: Was meinst du denn, wer du bist? So ist meine Wenigkeit eben, was kümmert es mich, wofür du mich hältst. Ich behandle jemanden nur wohlmeinend, weil er mir lebenswert scheint, nicht weil er mir nützlich sein könnte.

Als ich achtzehn war, galt für mich das Motto «Man muss für sein Wort geradestehen». Das verbreitete Verhalten von Leuten, die unredlich mit Versprechen oder Abmachungen umgingen, auf deren Wort man nicht zählen konnte, die heute so, morgen so handelten, hat mich immer traurig und verdrossen gemacht. Ich war ihretwegen wütend, konnte nicht schlafen und fand trotz endlosem Grübeln keine Erklärung dafür, wartete vielmehr ab, bis es nicht mehr ging, und liess eher geschehen, dass ich hintergangen wurde, anstatt jemanden zu verletzen. Heute lächle ich nur verächtlich über so etwas, lasse solche Menschen meine Geringschätzung spüren.

Mit achtzehn war es mir peinlich, nein zu sagen, auch wenn mir sonnenklar war, dass der andere nur meine Jugend, meine Intelligenz, meinen Körper, meine finanziellen Mittel ausbeuten wollte. So war es denn gar nicht weiter verwunderlich, wenn man mich, sobald man genügend Nutzen aus mir gezogen hatte, mit einem Tritt in die Gosse stiess. Nachdem ich mir einen Namen gemacht hatte, gaben sich sogar Hausangestellte, die ich entlassen hatte, als meine jüngere Schwester oder Nichte aus, was um so glaubwürdiger schien, als sie über eine



Schwäche von mir aussagen konnten: Sie mag es nicht, wenn man Sojasosse an geschmortes Gemüse gibt. Und Männer, die behaupteten, sie hätten «seinerzeit sogar mit der geschlafen», wurden ohne weiteres Zutun über Nacht berühmt.

Gewisse Artikel mit dem Titel «Ich und der berühmte XY», die nach dem Tod Prominenter wie Pilze aus dem Boden schiessen, habe ich seit jeher ohne jeden Respekt mit grosser Skepsis aufgenommen. Ich habe meinen Freunden erklärt, ich müsste eigentlich rechtzeitig vor meinem Tod eine Liste meiner Ehemänner, Geliebten, ausserehelichen Kinder, Brüder und Schwestern und Freunde erstellen – besonders eine Liste meiner Freunde, um zu verhindern, dass nach meinem Tode noch etwas fingiert wird, womit jemand Geld machen kann. Meine Freunde halten entgegen, das sei ganz sinnlos, wer an mir verdienen wolle, werde das auf jeden Fall tun, ich sei ja dann tot und könne den Betreffenden nicht widerlegen. Nach einigem Überlegen muss ich ihnen recht geben, denn selbst zu Lebzeiten kann man im Fall infamer Verleumdungen keinen Gegenbeweis erbringen.

Mit achtzehn stellt man sich vor, wie einen beim Aufflackern des Bewusstseins vor dem letzten Atemzug viele enge Freunde umringen, von denen man sich nur schwer trennen kann. Jetzt bestimmt man in seinem letzten Willen, dass keine Begräbnisfeier ausgerichtet, kein letzter Abschied, keine Trauerfeier veranstaltet werden soll. Wäre es möglich, so würde ich mir, sobald ich wüsste, dass es mit mir zu Ende geht, wie eine alte Katze einen Ort suchen, den weder Mensch noch Teufel kennt, um dort ganz für mich allein die endgültige Ruhe zu geniessen. Meine alte Katze hat mir verraten, dass sie das wegen eines Satzes tun würde, den sie sich für jenen Moment aufhebe: «Nun kann mich keiner mehr stören.»

Der Mensch könnte endlos erzählen, was er mit achtzehn gefühlt hat. Was das Leben anderen nimmt, wird es auch mir nehmen, aber die Ergebnisse sind trotzdem sehr verschieden. Wenn ich es so vergleiche, finde ich doch Gefallen am Resultat meiner Veränderungen.

Trotz alledem sollte man bitte keinesfalls Angst vor der Zukunft haben.

Es ist ja in Wirklichkeit nur eine kleine Zahl von Eliten, auf denen unsere Welt ruht, alle übrigen rackern sich lediglich für diese Eliten ab. Dem alten wie dem heutigen China hat es nie an Eliten gefehlt, und auch das zukünftige wird daran keinen Mangel haben. Deshalb hat China eine Perspektive. Und das trifft ebenso auf die ganze übrige Welt zu. ■

AUS DEM CHINESISCHEN VON EVA MÜLLER

